

und Verstand. Es ist mir schwer geworden, der Vernunft Gehör zu schenken, und doch muß es sein. Du kennst meine Liebe zu Dir. Wir glaubten künftig glücklich vereint zu werden. Ruhige Ueberlegung jedoch muß uns das als einen Wahn erkennen lassen. Du bist schön, gut, liebenswerth, aber — arm; ich hätte den redlichsten Willen gehabt, Dir das Leben angenehm zu gestalten, aber auch ich bin ohne Vermögen, die Gehälter sind karg, das Avancement geht langsam. Wir gingen somit einem Leben voll Entbehrungen und Sorge entgegen. Ich wünsche Dir ein besseres Loos und fürchte die Noth, die unausbleiblich auf uns lasten würde. Seien wir also verständig, sei auch Du es, theure Anna; wir waren beglückt durch unsere Liebe, — begnügen wir uns mit dem, und überlassen wir des Uebrige der Zukunft, ohne uns gegenseitig Fesseln anzulegen. Ich werde stets Deiner mit Achtung und in herzlichster Freundschaft denken. Bewahre auch Du mir ein gütiges Gedächtniß, ohne Born und Groll, und sei glücklicher, als Du es an meiner Seite hättest sein können. Dein Heinrich.

So lautete der Brief, der erste — der letzte, der Absagebrief. „O, Heinrich, wie wenig kennst Du die Liebe — Du hast mich nie, niemals geliebt, und ich gehöre Dir mit jedem Athemzuge, mit jeder Herzensfaser!“

Sie meinte, es müsse ihr brechen, das arme Herz, das aber ist ein wunderbar zähes Ding. Es war Zeit, das Fleisch an's Feuer zu setzen, das Schwesterchen mußte bald aus der Schule kommen. Sie verbarg deshalb den thänenfeuchten Brief. Sie verschloß ihr Leid in sich, Keiner sollte es erfahren. Ihre rothgeweinten Augen aber konnte sie nicht verbergen, und im Zusammenhange mit dem heut angekommenen Briefe errieth man bald, was vorgegangen. Auch der Vater hatte es verrathen; er sprach kein Wort darüber, aber er sah um noch zehn Jahre älter aus.

Andere Städtchen, andere Mädchen! — Wenn die Erwägungen, die Heinrich Wohlgemuth seinem Briefe an Anna zu Grunde gelegt, auch zum Theil bestimmend für ihn gewesen waren, so würden doch sie allein nicht vermocht haben, ihn zu dem entscheidenden Schritte zu drängen, wenn nicht andere, äußere Einflüsse dazu gekommen wären. Heinrich hatte sich bald mit einem Collegen befreundet, der sich durch eine „gute Partie“ in verhältnißmäßig glänzende Verhältnisse versetzt hatte. Er fühlte sich bei seiner großen Empfänglichkeit für feineren Lebensgenuß durch die comfortable Einrichtung der Wohnung, durch die Behaglichkeit in der Lebensweise und im Haushalt des gutsituirten Collegen angezogen, er wiederholte bald seinen ersten Besuch, er nahm Theil an den abendlichen Ausflügen der Familie Klinger. Als er sich in der zweiten Woche seines Aufenthalts in Liegnitz, wie nun schon gewöhnlich, in der befreundeten Familie einfand, war er überrascht, die Gesellschaft um zwei Personen vermehrt zu sehen, eine ältere und eine junge Dame, Klingers Schwiegermutter, die Wittwe eines reichen Fabrikanten, und deren Tochter, Fräulein Julie, die aus einer Nachbarstadt heut zu einem kurzen Besuch bei Klinger eingetroffen waren.

Julie, eine blendende Erscheinung, noch glänzender durch die Unterstützung ihrer reichen Toilette, hatte bald Heinrich in eine lebhaftere Unterhaltung gezogen; der hübsche, junge Mann, mit seiner hohen, schlanken Gestalt in der ihn vortheilhaft kleidenden Uniform mit den damals noch gebräuchlichen Epaulettes eine wirklich stattliche Erscheinung, hatte sichtlich Eindruck auf sie gemacht. Und auch er war von dem Zauber ihrer Persönlichkeit nicht unberührt geblieben. Man verabredete für den nächsten Abend eine Landpartie, und da man sich bei dieser, wie man sich beim Auseinandergehen allseitig gestand, vortrefflich amüßte, folgte allabendlich ein anderer Ausflug in die Umgegend.

Man war fröhlich, scherzte, tanzte; die schönen Herbstabende, der ländliche Aufenthalt, alles das trug dazu bei, die jungen Leute einander schnell näher zu bringen. So war eine Woche vergangen. Man war auf dem Heimwege. Die Luft war so warm und mild, der Vollmond goß sein zauberisches Licht über die stille Landschaft.

Klinger mit Frau und Schwiegermutter ging voran, Heinrich folgte mit Julien. Die Unterhaltung zwischen Beiden war ins Stocken gerathen — Julie mit ihrer Mutter wollte morgen wieder abreisen trotz der vereinigten Bitten der Klingerschen Familie und Heinrichs.

Die Gesellschaft hatte die Villa der Vorstadt erreicht, in der Klingers Wohnung lag. Klinger mit Frau und Schwiegermutter waren in das Haus eingetreten.

Heinrich hemmte seinen Schritt.

„Fräulein Julie,“ flüsterte er, „lassen Sie uns hier Abschied nehmen.“

„Haben Sie denn solche Eile, sich von mir zu trennen, Herr Wohlgemuth?“ lachte Julie.

„Reichen Sie mir die Hand,“ bat Wohlgemuth ernst. Julie legte lächelnd die behandschuhte schmale Rechte in die Seinige.

„Sie entwickeln ja immer neue Talente, mein Herr, Sie wollen mich wohl nun gar mit einer Probe Ihrer Wahrsagerkunst überraschen? Doch ich sage Ihnen bald, ich glaube Ihnen nicht.“

„Wohl möchte ich eine Frage an das Schicksal thun,“ entgegnete Heinrich. —

„Julie!“ rief die Mutter.

„Nun, so fragen Sie doch das Schicksal, Herr Wohlgemuth. Aber lassen Sie mich los, Mutter wird ungeduldig.“

Heinrich umschloß ihre Hand fester.

„Julie,“ sprach er, „Sie sind mein Schicksal, ich — ich liebe Sie.“

„Aber mein Herr, das ist doch keine Frage. Und, ist denn Lieben ein Verbrechen, das Sie in so ernstem Tone sprechen, als hätten Sie in der That etwas zu gestehen?“

„Julie!“ — wollte Heinrich wieder beginnen.

„Julie!“ rief aufs Neue die Mutter.

„Gute Nacht, mein Herr!“ nickte ihm Julie zu, ihm entschließend. Und sich nochmals umwendend, flüsterte sie ihm zu: „Fragen Sie meine Mutter!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

[Eine treffende Antwort.] Der Marschall Lesebvre, von Napoleons I. Gnaden „Herzog von Danzig“, war ein Mann, der ein Wortgefecht nicht minder gut als den Degen zu führen verstand. Eines Tages erhielt der Marschall aus seinem Heimathsorte den Besuch eines Jugendfreundes, der sich nicht genug über die Pracht des Haushaltes wundern konnte und einmal über das andere ausrief: „Ach wie herrlich ist dies, wie schön jenes! Was bist Du doch glücklich!“ — „Ich sehe“, unterbrach ihn endlich der Marschall, „Du neidest mir meinen Besitz. Wenn Du willst, kannst Du ihn haben. Komm nur mit auf den Hof und stelle Dich an die Wand. Aus diesem Gewehr hier geb' ich auf dreißig Schritte zwanzig auf Dich ab, und wenn ich Dich dabei nicht tödte, ist Alles, was Du hier siehst, Dein Eigenthum. Wie? Du willst nicht? Nun, alter Freund, eh' ich es zu dem gebracht, was ich bin, haben die Kerle mehr als tausend Male auf mich geschossen, und wahrhaftig bei kürzerer Distanz.“

[Arsenikhaltige rothe Tapeten-Farbe.] Kaum hat man es dahin gebracht, daß die grünen Arsenikfarben weniger gebraucht werden, so taucht auch schon wieder anderes arsenikhaltiges Farbmateriale auf. Es sind dies sogen. rothe Lackfarben — rothe Pflanzenfarbstoffe auf Kreide, Thonerde u. s. w. fixirt, wie sie namentlich zu Tapeten verwendet werden und früher allgemein mit der Bezeichnung „Wiener Lack“ in den Handel kamen. Diese Lackfarben erhalten durch Zusatz von Arsenik einen lebhafteren, feuerigeren Ton und dies der Grund der Verwendung. Eine solche sogar als arsenfrei bezeichnete Waare gelangte zur Untersuchung und ergab bei 2 Prüfungen einen Gehalt von 1,00 Proc. und 2,40 Proc. arseniger Säure. — Es ist wohl genügend oft erwiesen worden, wie gesundheitschädlich arsenhaltige Tapeten gewirkt haben, so daß auch über diese Fabrikate unbedingt das Verdamnungsurtheil gesprochen werden muß.

— Ueber Frauenschönheit sagt D. Spizer: „In unserer Zeit des Kautschuks und der Watte, des Chignons und der amerikanischen Zahnärzte kann man sich nur an die Augen einer Frau halten, denn diese lassen sich noch nicht färben oder mit künstlichen vertauschen. Wenn schöne Frauen dennoch falsche Augen haben, so sind es, Gott sei Dank, immer ihre eigenen.“

Bekanntmachung.

Einem geehrten Publikum zur Nachricht, daß vom 6. d. M. an die Personenbeförderung per Omnibus zwischen Stadt und Bahnhof Eibenstock nur noch zu den Zügen

7 Uhr 17 Min. Früh,
12 - 25 - Mittags,
5 - 57 - Abends

bis auf Weiteres, zu den übrigen Zügen nur auf besondere Bestellung stattfindet, in letzterem Falle tritt Preiserhöhung nicht ein.

Achtungsvoll

Alban Meichsner.

Glycerin-Waschwasser,

ein reelles, von vielen Aerzten empfohlenes Mittel zur Erlangung eines weißen Teints, sowie zur Vertreibung von Sommersprossen etc.

Es wird von Tausenden Damen sogar aus den höchsten Ständen benutzt und ist denselben ein unentbehrliches Toilette-Mittel geworden. Zu haben bei

E. Hannebohn.

Gefunden wurde auf der Straße von Eibenstock nach Schönheide ein in schwarze Glanzleintwand gewickeltes Musterbuch für Bildhauer. Das Paket ist mit Tragriemen versehen. Der Eigenthümer kann dasselbe in Empfang nehmen beim Streckenarbeiter **Hermann Bauer**, wohnhaft an der Schönheiderstraße.

Medienburgische Pferdelotterie.

Ziehung am 17. Mai 1877.

Zur Verloosung sind bestimmt: 80 edle Pferde, eine Equipage und ca. 700 Fahr-, Reit- und Stall-Requisiten. Erster Hauptgewinn: Eine elegante Equipage mit 4 hochedlen Pferden und completem Geschirr. Loose à 3 Mark sind noch zu haben bei

E. Hannebohn.

M!

Heute, Dienstag, Vereinsabend.